

Empathie als methodisches Prinzip? Entdifferenzierung und Reflexivitätsverlust als problematisches Erbe der "methodischen Postulate zur Frauenforschung"

Wohlrab-Sahr, Monika

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wohlrab-Sahr, M. (1993). Empathie als methodisches Prinzip? Entdifferenzierung und Reflexivitätsverlust als problematisches Erbe der "methodischen Postulate zur Frauenforschung". *Feministische Studien*, 11(2), 128-139.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-23409>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Monika Wohlrab-Sahr

Empathie als methodisches Prinzip?

Entdifferenzierung und Reflexivitätsverlust als problematisches Erbe der »methodischen Postulate zur Frauenforschung«

Einleitung: Das Erbe der »methodischen Postulate«

Es ist nun 15 Jahre her, seitdem Maria Mies mit ihren »Methodischen Postulaten zur Frauenforschung« (Mies 1978) eine langanhaltende Debatte in Gang gesetzt hat. In deren Verlauf wurde schnell deutlich, daß es dabei weniger um die Anwendung bestimmter Forschungsinstrumente oder die Gestaltung des Forschungsprozesses ging als um sehr viel grundsätzlichere methodologische und epistemologische Fragen.

Es schien lange Zeit so, als wäre damit die Frage nach speziellen *Verfahren* der Frauenforschung negativ beantwortet (Müller 1983), während das weiterreichende Ziel einer »alternativen« Wissenschaft nach wie vor aktuell blieb. Gleichwohl gab es jedoch immer implizite Präferenzen für bestimmte methodische Zugänge, und es gibt darüber hinaus bis in die jüngste Zeit Beiträge, die dezidiert auf Fragen des Forschungsprozesses und der Forschungsinstrumente Bezug nehmen. Dabei werden explizit manche Zugangsweisen als der Frauenforschung besonders adäquat, andere als inadäquat herausgestellt (so etwa Modelmog 1991 a und 1991 b).

In diesen Arbeiten wird meines Erachtens erkennbar, in welchem Ausmaß das »Erbe« der »Methodischen Postulate« bis heute in Teilen der Frauenforschung nach-

wirkt, vor allem dort, wo diese sich als *qualitative Sozialforschung* versteht. Um dieses Fortwirken zentraler Grundannahmen der »Postulate« in aktuellen Beiträgen und Debatten wird es im folgenden gehen.

Meine These ist, daß mit bestimmten Prämissen, wie sie von Mies formuliert wurden und nach wie vor virulent sind, tendenziell Formen der Entdifferenzierung – der Vernachlässigung der rollenförmigen Seite der Forschungsbeziehung, des Verschwimmens der Grenzen zwischen Forscherin und Untersuchungsgegenstand sowie zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und politischem Handeln – verbunden sind und daß dies seinen Niederschlag auch im methodischen Zugang findet.

So gibt es offenkundige Vorbehalte gegenüber »objektivierenden« Verfahren¹, die den *latenten* Sinn von Äußerungen zu entschlüsseln suchen. Statt dessen zeigt sich – resultierend aus dem Bemühen, Subjekt-Objekt-Spaltungen im Forschungsprozeß zu überwinden – eine Tendenz, in der eigenen Interpretation nahe an den subjektiven Deutungen der Befragten zu bleiben. Um diese dann – im Gegenzug – wiederum zu interpretieren aus der Perspektive der Kritik immer schon vorweg begriffener und normativ bewerteter »patriarchaler« Verhältnisse. Daraus resultiert – so meine zweite These – die Gefahr, die »Objektivierung«, die im Umgang mit dem qualitativen Material und den Befragten vermieden wird, subsumtionslogisch auf problematische Weise wieder einzuführen.

Insgesamt sehe ich damit das Problem verbunden, daß Teile der Frauenforschung, auch wenn sie ihre kritische Haltung nach »außen« hin immer wieder bekunden, nach »innen« ihre Kritikfähigkeit – im Sinne von Selbstreflexion und Selbstaufklärung – verlieren.

Frauenforschung – lokalisiert in einem Feld polarer Spannungen

Frauenforschung befindet sich in einem Feld verschiedener polarer Spannungen:

Die erste könnte man bezeichnen als *Spannung zwischen Wissenschaft und Lebenspraxis*, zwischen dem tendenziell universalistischen und spezifischen Charakter der Wissenschaft und dem tendenziell diffusen und partikularistischen Charakter der Lebenspraxis. Das betrifft sowohl das Verhältnis zwischen Forscherin und Probandinnen und damit die Frage nach dem Verhältnis von Forschungs»subjekten« und Forschungs»objekten«; als auch das Verhältnis von Forscherin und Untersuchungsgegenstand und damit die klassischen Fragen der Wertfreiheit, Universalität und Objektivität.

Die zweite Spannung ist die *zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und politischem Handeln*. Damit ist vor allem die Frage der Parteilichkeit der Forschung und insbesondere die Verbindung von Frauenforschung und Frauenbewegung angesprochen.

In engem Zusammenhang damit steht schließlich eine *dritte* Spannung. Sie läßt sich bezeichnen als *Spannung zwischen Normativität und Offenheit* und resultiert aus einem normativ bewerteten »Vorwissen« über die Ursachen der Lage von Frauen einerseits und dem Anspruch qualitativer Sozialforschung andererseits, möglichst offen die zu erforschende »fremde« Wirklichkeit in ihrer Strukturiertheit zu rekonstruieren.

Entlang diesen drei analytischen Unterscheidungen – der Spannung zwischen Wissenschaft und Lebenspraxis, wissenschaftlicher Erkenntnis und politischem Handeln sowie zwischen Normativität und Offenheit – werde ich meine Überlegungen entfalten.

1. *Die Spannung zwischen Wissenschaft und Lebenspraxis.
Die Konstruktion vorgängiger
Gemeinsamkeit in der
Forschungsbeziehung*

Ein wesentliches Stichwort in Maria Mies' »Methodischen Postulaten«, das in den 80er Jahren zum oft karikierten Zeitgeistjargon avancierte, war das der »Betroffenheit«.

Der Begriff der »Betroffenheit« tangiert wesentlich das Verhältnis von Forscherin und Probandin, indem er eine vorgängige *Gemeinsamkeit* – als Unterdrückte – unterstellt, die über eine *teilweise Identifikation* in den Forschungsprozeß auch direkt eingehen soll.

Daran ist zunächst positiv etwas festzuhalten, das für qualitative Verfahren und die entsprechenden methodologischen Reflexionen generell als zentral angesehen werden muß. Anthony Giddens (Giddens 1976, 198 f.) hat es als »doppelte Hermeneutik« bezeichnet, daß soziologische Beobachtung nicht möglich ist, ohne daß das Wissen der Beobachterin den Forschungsgegenstand immer schon mitkonstituiert; und daß weiter sinnverstehende Analysen nur dann »allgemein anerkennbare« Bestimmungen hervorbringen, wenn es der Beobachterin gelingt, in die untersuchte Lebensform »einzutauchen«. D.h., wenn es ihr gelingt zu verstehen, innerhalb welcher Bedeutungsrahmen die Beobachteten ihren Lebenszusammenhang selbst interpretieren. Während hier aber die grundsätzlichen Voraussetzungen des Fremdverstehens beschrieben werden, ohne daß dabei die Grenze zwischen teilnehmender Beobachtung und vollgültiger Teilnahme aufgehoben wird, zielt »Identifikation« bei Mies tendenziell auf die Aufhebung dieser Grenze, die dann letztlich auch die Grenze zwischen Forschung und gemeinsamem politischen Handeln aufheben soll.

Diese Vorstellung von »Gemeinsamkeit« ist hinsichtlich ihrer Tauglichkeit als methodische Basis (Thürmer-Rohr 1984; Becker-Schmidt 1985) vielfach kritisiert

worden. Dennoch scheint die Grundannahme längst nicht ad acta gelegt. So wurden die »Postulate« erst kürzlich in der bayerischen Diaspora der Frauenforschung dem Publikum als uneingeschränkt relevante Forschungsprämissen präsentiert.² Und auch in theoretisch differenzierteren Ausführungen und letztlich auch in wissenschaftspolitischen Positionen lassen sich m.E. zentrale Annahmen der »Postulate« wiederfinden.

Ich werde mich im folgenden exemplarisch mit dem Beitrag »Empirische Sozialforschung als Phantasietätigkeit« von Ilse Modelmog (Modelmog 1991 a und 1991 b) auseinandersetzen.

Dem Artikel ist als Motto ein Satz von Marilyn Monroe vorangestellt: »Arbeit ist auch eine Form der Liebe.« Dieser Satz kann in gewisser Weise als programmatisch angesehen werden für das dem Text zugrundeliegende Wissenschaftsverständnis und für den Umgang mit der Spannung zwischen Wissenschaft und Lebenspraxis. Die These Modelmogs läuft darauf hinaus, daß die traditionellen Wissenschaften, vor allem quantitative Untersuchungen, durch ihr rational verkürztes Verständnis vom Menschen und von der Wissenschaft und durch die Ausblendung von Gefühlen Gewaltverhältnisse konstituieren. Wissenschaft und Grausamkeit trafen sich in der Lust am Zerschlagen von Zusammenhängen, im coolen, sezierenden Blick, im Quälen des Objekts. Demgegenüber propagiert sie eine »mimetische« Form der Sozialforschung, in der im Prozeß von Selbstbeschreibung und dem Nachzeichnen der Beschreibung anderer Wissenschaft zum gemeinsamen schöpferischen Akt von Selbstkonstitution und Fremdakzeptanz wird. Ein Akt, in dem Forscherin und Probandin im Prozeß »gegenseitigen Formens« (Modelmog 1991 b, 566) ein gemeinsames Produkt hervorbringen.

Die Forschungsbeziehung wird von Modelmog idealiter nach dem Modell einer quasifreundschaftlichen Annäherung konzipiert. Als exemplarisch dafür gilt die in einer ethnologischen Untersuchung ge-

schilderte persönliche Beziehung zwischen einer Forscherin und Nisa, einer Frau aus dem untersuchten Stamm. Im Verlauf der Untersuchung schenkt Nisa der Forscherin einen Armreif, den sie selbst einmal getragen hat. Diese solle den Reif später einmal ihrer eigenen Tochter anlegen und auch ihr den Namen »Nisa« geben. Modelmog interpretiert:

»Aus einer Arbeitsbeziehung zwischen Unbekannten entsteht ein quasi verwandtschaftliches Verhältnis zwischen zwei Frauen, die aus verschiedenen Kulturen kommen. Die Gabe ist (...) Anzeichen sinnlicher Verschwendung, der Negation von emotionaler Ökonomie. (...) In diesem spezifischen Fall symbolisieren die Geschenke: Armreif und Name, den Wunsch, sich der Anderen durch Selbstaufgabe zu vergegenständlichen« (Modelmog 1991 a, 530).

Man könnte an dieser Stelle das Motto des Beitrags noch einmal aufgreifen: Arbeit wird hier zu einer »Form der Liebe«.

An diesen Überlegungen wird meines Erachtens deutlich, daß die bereits in den »Methodischen Postulaten« – auf die Modelmog explizit *nicht* rekurriert – vorausgesetzte Gemeinsamkeit und Empathie auch Konsequenzen hat für die Konzeptualisierung der Forschungsbeziehung. Erkennbar wird dabei auch, daß die polare Spannung von Wissenschaft und Lebenspraxis hier weit zugunsten der Lebenspraxis verschoben wird.

Diese Tendenz ist sicher kein Spezifikum der Frauenforschung, sie findet sich in der Geschichte der qualitativen Sozialforschung auch an anderen Stellen. Ein prominentes und frühes Beispiel dafür ist die Aktionsforschung, auf deren Hintergrund ja auch die Überlegungen von Mies entstanden sind, aber auch in neueren Arbeiten scheint eine solche Perspektive gelegentlich wieder auf.

Forschung als »Quasifreundschaft« zu konzeptualisieren erscheint mir allerdings nicht nur wegen der prinzipiell nicht zu

gewährleistenden Reziprozität und Dauerhaftigkeit von Forschungsbeziehungen problematisch, sondern auch in methodischer Hinsicht fragwürdig. Denn auch in den avancierten qualitativen Erhebungsinstrumenten – etwa dem narrativen Interview – geht es ja *nicht* darum, *gemeinsam* diskursiv einen Gegenstand zu erschließen, also nicht um eine gemeinsame, phantasievolle Tätigkeit. In einer gegenüber quantitativen Verfahren vielleicht noch radikalisierten Weise sollen hier vielmehr dem Gegenüber durch die Stimulierung von Erzählungen die eigenen Relevanzsetzungen entlockt werden, die dann – als verobjektivierter Text – Gegenstand der Interpretation werden. Nur im Grenzfall einer Rückvermittlung solcher Interpretationen in einen therapeutischen Prozeß wird dieser Interpretationsvorgang ein beidseitiger sein können. In der Regel muß aber qualitative Sozialforschung das Gegenüber und dessen Äußerungen verobjektivieren³, sie wird es möglicherweise sogar in seinen Gefühlsäußerungen, in seiner höchstpersönlichen Art, mit der Forscherin Kontakt herzustellen, verobjektivieren, indem sie all dies zum Gegenstand der Interpretation macht. Es sei denn, man wolle sich auf eine empathische Wiedergabe von Interviewaussagen und insofern tatsächlich, wie Modelmog sagt, auf ein »Nachzeichnen der Beschreibung Anderer« beschränken. Das allerdings bliebe hinter der methodischen Reflexion im Bereich der qualitativen Sozialforschung weit zurück.

Offen bleibt m.E. in den Ausführungen Modelmogs, was das gemeinsame Produkt sein soll, das Forscherin und Probandin im Prozeß »gegenseitigen Formens« (Modelmog 1991 b, 566) hervorbringen. Plausibel scheint dies für ein Gespräch unter Freunden oder Liebenden, in dem es darum gehen mag, zu einer gemeinsamen Sicht der Dinge zu gelangen. Aber kann dies das Ziel qualitativer Interviews sein? Geht es dabei nicht notwendig um die Interpretation von Handlungsprotokollen, um das, was die Befragten darin, ohne es vielleicht zu wollen, ausdrücken, und um die Inter-

pretation des *latenten* Sinns solcher Protokolle auch *gegen* den von den Subjekten *gemeinten* Sinn?⁴ Versperrt sich eine qualitative Frauenforschung, die sich im interpretativen Prozeß mit den Probandinnen verbündet, nicht selbst den Zugang zu Ergebnissen, die mit den Eigeninterpretationen der Befragten nicht mehr kompatibel sind? Und beschränkt sie sich damit nicht selbst in ihren Erkenntnismöglichkeiten und auch in den potentiellen Forschungsgegenständen?

Wenn sie sich aber nicht derart selbst beschneidet, wird der Anspruch eines »gemeinsamen Produkts« oder auch – wie gelegentlich formuliert – der Anspruch, den Interviewpartnerinnen die Ergebnisse der Forschung zurückzugeben, schnell problematisch. Denn dann bedürfte es in jedem einzelnen Fall eines quasitherapeutischen Versuchs, den Befragten die Interpretationen der *Fallstrukturen* zurückzuvermitteln und das Problem zu handhaben, wie sie mit diesem neuen Wissen über sich selbst umgehen sollen. Hier scheint mir die Gefahr einer »Tyrannei der Intimität« – ganz im Sennettschen Sinne der Auflösung von Grenzen zwischen öffentlicher Sphäre und Privatsphäre (Sennett 1983) – größer zu sein als das Problem eines auf bestimmte Dimensionen reduzierten Umgangs mit der Probandin.

Nun haben sicher qualitative Verfahren als solche die Eigenschaft, daß in der Forschungsbeziehung diffuse Sozialbeziehung und spezifische Rollenbeziehung verschränkt sind.⁵ Die Probandinnen sollen ihr »Leben« erzählen und nicht nur einen knappen Lebenslauf abliefern wie bei einer Bewerbung. Umgekehrt begreift die Interpretin nicht allein qua Berufsrolle, sondern nur als »ganzer Mensch« die volle Bedeutung des Erzählten. Andererseits – und das macht das *Spezifische* der Beziehung aus – muß die Probandin damit rechnen können, daß ihre Erzählung keine entsprechenden Folgewirkungen hat wie eine private Kommunikation. Und für die Interviewerin müssen m.E. in ähnlicher Weise wie für eine Therapeutin Abstinenzregeln

geltend gemacht werden. Das Ausagieren und Thematisieren von »Gegenübertragungen« hat seinen Ort in der Interpretengemeinschaft, nicht aber in der Forschungsbeziehung.⁶

Die Konzeption des Forschungsprozesses als Quasifreundschaft vereinseitigt dieses notwendige Nebeneinander von spezifischen und diffusen Elementen zugunsten einer diffusen Sozialbeziehung.

Gegenüber dem Modell der Freundschaft als Grundlage der Forschungsbeziehung möchte ich idealtypisch ein anderes Beziehungsmodell stark machen: das der Beichte. Auch jenseits eines Zerrbilds katholischer Beichtpraxis fallen einem zahlreiche Beispiele für »Beichtsituationen« im Alltagsleben oder in den Medien ein: überraschende Offenbarungen unter Fremden im Zug, bis einer wieder aussteigt und die Kommunikationsbeziehung damit für immer beendet ist; Szenen aus Filmen, in denen Männer sich hinter dem Einwegspiegel einer Peep-Show oder gegenüber einer Prostituierten offenbaren, gerade *weil* die Distanz einer spezifischen Rollenbeziehung aufrechterhalten bleibt (»Paris Texas«). Und auch die psychoanalytische Beziehung nutzt diese Distanz: Die Klientin liegt auf der Couch von der Therapeutin abgewandt, und die Offenlegung persönlicher Sachverhalte ist durch Abstinenzregel und Schweigepflicht vor dem Mißbrauch persönlicher Verstrickung geschützt.

In all diesen Fällen bleiben spezifische Rollenbeziehungen und diffuse Sozialbeziehungen notwendig verschränkt und werden nicht in die eine oder andere Richtung vereinseitigt.

Insofern scheint mir ein zwar vertrauensvolles, aber gleichzeitig spezifisches, d.h. auf eine Forschungsbeziehung begrenztes Verhältnis dem Forschungsprozeß adäquater zu sein als ein vertrauensvolles und diffuses. Aus dem gleichen Grund sollte man Forschung wohl besser nicht im Kreis der eigenen Freundinnen und Freunde betreiben.

Das Verhältnis zwischen Forscherin und Untersuchungsgegenstand

Mit dem Stichwort »Betroffenheit« wird auch ein bestimmtes Verhältnis der Forscherin zum Gegenstand der Untersuchung angedeutet: Die Forscherin erforscht sich gleichzeitig immer auch selbst. Dies führte anfänglich dazu, daß beim Versuch, die »Postulate« umzusetzen, Forscherinnengruppen teilweise zu Selbsterfahrungsgruppen wurden, in denen das Interesse an einer fremden Wirklichkeit in den Hintergrund gedrängt wurde durch die Frage nach dem eigenen Wissenschaftsverständnis und der persönlichen Betroffenheit durch ein Thema. Heute wird dies allgemeiner als Frage nach dem Verhältnis von Selbstreflexion und Reflexion der Sache diskutiert (vgl. Becker-Schmidt/Bilden 1991) und erhält so eine Fassung, die für sinnverstehende Analysen generell diskussionswürdig ist. Dennoch haben sich die problematischen Implikationen einer vorgängigen Verquickung von Forschungsgegenstand und Forscherin längst nicht verflüchtigt. Ich will dies an zwei Beispielen verdeutlichen:

Können Männer »Frauenforschung« betreiben?

Wiederaufzutauchen scheint mir das Problem in der immer wieder aufkommenden Frage, ob Männer »legitimiert« seien, Frauenforschung zu betreiben. Die »Abwehr« gegenüber andersgeschlechtlichen »Einmischungen« geschieht sicher oft in der gutgemeinten Absicht, Frauen in besonderer Weise zu fördern. Wenn man sich in dieser Frage allerdings mit Kriterien der »political correctness« nicht zufriedengibt, gerät die herrschende feministische Praxis schnell in Begründungsprobleme. Denn auch die Annahme, daß nur Frauen in der Lage seien, »richtige« Frauenforschung zu betreiben – die sich in letzter Zeit weniger in dezidierten Positionen äußert als in *befremdeten* Reaktionen auf »frauenfor-

schende« Männer – impliziert ja letztlich die Vorstellung, daß es eine vorgängige Verknüpfung von Forscherin und Forschungsgegenstand gäbe, die Personen anderen Geschlechts per se nicht haben. Diese vorgängige Gemeinsamkeit wurde früher, daran sei nur erinnert, z.T. explizit in der »Biologie« verankert (Göttner-Abendroth 1984), über die sich eine quasi überhistorische Gemeinsamkeit im Opfer-Status herzustellen schien. Vielleicht wäre eine solche Position heute in Frauenforschungskreisen nur noch wenig salonfähig. Ich frage mich allerdings, ob die gut funktionierenden Strategien sozialer Schließung gegenüber dem anderen Geschlecht nicht auch eine Wurzel in solchen Gemeinsamkeitskonstruktionen haben. Und noch weiter gefragt: Falls sich eine solche Beschränkung auf ein Geschlecht letztlich wissenschaftlich nicht halten ließe, sollte dann nicht auch die konsequente Öffnung der Frauenforschung – inhaltlich und institutionell – in Richtung auf eine Erforschung der *Geschlechterverhältnisse* aus den eigenen Reihen heraus offensiver betrieben werden?

Perspektivität und Subjektivität als Programm?

Die enge Verknüpfung zwischen Forscherin und Untersuchungsgegenstand hat auch Konsequenzen für die Auseinandersetzung mit den traditionellen wissenschaftlichen Kriterien der Objektivität und Wertfreiheit und dem Anspruch auf die Universalität wissenschaftlicher Erkenntnis.

In dem Band »Wege aus der männlichen Wissenschaft« formuliert Marianne Krüll in diesem Sinne, »daß nämlich Wissenschaft nie wertneutral, sondern immer politisch, immer subjektiv ist, daß die herkömmliche Wissenschaft eben deshalb eine männliche Sicht widerspiegelt, weil sie von wertenden, politisch handelnden, subjektiven Männern betrieben wird« (Krüll 1990, Vf.). In dieser Äußerung deutet sich eine Gefahr an, der sich Frauenfor-

schung nicht immer entziehen konnte: die Tendenz nämlich, die uneingelösten Objektivitätsansprüche der traditionellen Wissenschaften zu einer Programmatik der Subjektivität und Perspektivität schlechthin zu wenden und auf Versuche der Objektivierung generell zu verzichten. Hilge Landweer (Landweer 1992) hat diese in den feministischen Habitus eingegangenen Verweise auf die Perspektivität und Subjektivität wissenschaftlicher Erkenntnis als spezifische Form der Rhetorik charakterisiert, die entgegen aller Absicht dazu führe, die Konnotation von Weiblichkeit und Besonders zu reproduzieren und weiter die Vorstellung eines Kollektivsubjekts »Frau« zu transportieren.

Ganz so einfach scheint die Sache mit den kritisierten Prinzipien von Universalismus und Objektivität demnach nicht zu sein. Man kann – ähnlich wie die feministische Erkenntnistheorie (Klinger 1990) – auch die Beiträge zur Methodologie der Frauenforschung in zwei Rubriken gliedern:

- in eine, die die herkömmliche Wissenschaft gerade aufgrund ihrer *mangelnden* Objektivität und unausgewiesenen Einseitigkeiten kritisiert (»*better-science-Argumentation*«).
- und in eine zweite (»*feminist standpoint epistemologies*«), die die Prinzipien wissenschaftlicher Rationalität als solche als im männlichen Geschlechtscharakter verankert und patriarchal kritisiert.

Ich will zunächst auf die »*better-science-Argumentation*« eingehen. In dieser Hinsicht hat die Frauenforschung den herkömmlichen Wissenschaftszweigen wohl anerkanntermaßen wichtige Einsichten beigegeben. Als Beispiel für solche Vorstöße in Richtung auf größere Objektivität kann man die Arbeiten Carol Gilligans über weibliche Moral betrachten, die gezeigt haben, daß Kohlbergs Aussagen zur Moralentwicklung nicht gleichermaßen für Männer und Frauen zutreffen. Wesentliche

Befunde hat die Frauenforschung zutage gebracht im Bereich der Arbeits- und Betriebssoziologie, indem sie die besondere Struktur des Erwerbsverhaltens von Frauen herausgearbeitet hat, losgelöst vom Maßstab des Männlichen als des »Normalen«. Wichtige Resultate gab es im Bereich der Schichtungs- und Mobilitätsforschung (s. Payne/Abbott 1990), die sich lange Zeit fast ausschließlich auf die sozialen Positionen von Männern bezog und entsprechend vertikale Mobilität von Frauen ausschließlich als Bewegung von der Position der Väter hin zu der der Ehemänner erfaßte.⁸ Man könnte noch zahlreiche andere Beispiele anfügen.

Dieser Strang der methodologischen Diskussion hat auch eine Entsprechung in der Suche nach angemessenen Methoden. So etwa, wenn Forscherinnen (Becker-Schmidt u.a. 1983) der widersprüchlichen Lebenssituation der von ihnen befragten Frauen mit dem methodischen Verfahren des »Perspektivenwechsels« auf die Spur zu kommen versuchen. Auch dies ein Versuch, mit einem der Untersuchungsgruppe und der Sache adäquaten Verfahren »better science« zu betreiben.

Kontroverser sind demgegenüber die Positionen, die den »feminist standpoint epistemologies« zugerechnet werden können.

Diese Ansätze gehen im wesentlichen davon aus, »daß die Wissenschaft selbst eines jener gesellschaftlichen Produkte ist, die historisch gesehen fast ausschließlich von Männern geschaffen wurden«, und »in ihren Ursprüngen sogar enger an männer-spezifische Charakteristika gebunden ist als etwa die Kriegsführung, der Erwerb von Wohlstand, das Erlassen von Gesetzen, das Regieren und die Kunst« (Harding 1989, 432).

Begründungen dafür greifen etwa die postfreudianische Objektbeziehungstheorie dahingehend auf, daß in einer durch geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gekennzeichneten Gesellschaft mit der unterschiedlichen Weise, wie sich bei Mädchen und Jungen die Loslösung von der Mutter

gestaltet, auch unterschiedliche Formen der Objektivierung und damit letztlich auch unterschiedliche Konzeptionen von Rationalität einhergehen.

So folgert Sandra Harding, daß Frauen eine Persönlichkeit als rational einschätzen, die in der Lage ist, Bindungen an andere einzugehen, und befriedigende Möglichkeiten sucht, um in Beziehungen die Rolle des *konkreten Anderen* zu übernehmen. Demgegenüber bewerten Männer Personen als rational, die in der Lage sind, sich von anderen abzulösen, und befriedigende Wege suchen, die Rolle des *verallgemeinerten Anderen* zu übernehmen.

Die unterschiedliche Betonung von Perspektivität oder Universalität wissenschaftlicher Erkenntnis wäre danach bereits in der frühkindlichen Formung der Geschlechtsidentität präformiert.

Kompliziert wird diese Verknüpfung von Geschlechtsidentität und den mit Wissenschaft assoziierten Rationalitätsmodellen dadurch, daß es sich dabei um spezifisch *moderne* Formen der Rationalität handelt und die als spezifisch weiblich identifizierten Modelle (so Harding 1989) Ähnlichkeiten mit vormodernen Formen der Rationalität aufweisen. Es zeigen sich hier Parallelen zur Romantik (Klinger 1992), die ja auch als Reaktion auf die Differenzierungsprozesse der Moderne verstanden werden kann.

Was die Frage der *Forschungsmethoden* angeht, entspricht der skizzierten Position m.E. das, was oben anhand des Textes von *Modelmog* herausgearbeitet wurde: ein letztlich auf Entdifferenzierung – die Auflösung spezifischer Rollenbeziehungen und die Aufhebung der Grenzen zwischen Lebenspraxis und Wissenschaft – hinauslaufendes methodisches Verfahren.

Ich möchte zumindest auf zwei problematische Punkte an dieser erkenntnistheoretischen Position hinweisen: Zum einen ist die These, daß wissenschaftliche Rationalität als solche männlich-patriarchal strukturiert ist, bisher wohl kaum ausreichend belegt. Denn daß es in der Geschichte überwiegend Männer waren, die

an der Erzeugung von Wissenschaft beteiligt waren, beweist noch nicht, daß die Entwicklung einer bestimmten Form von Rationalität zentral durch die männliche Geschlechtsidentität gesteuert wurde und damit das Resultat in problematischer Weise vereinseitigt wäre. Genesis und Geltung sind hier nicht einfach kurzzuschließen.

Man könnte – um eine andere Perspektive zumindest anzudeuten – die Ursache für die Entwicklung einer spezifischen Form von Rationalität auch in gesellschaftlichen Differenzierungsprozessen sehen, in deren Verlauf soziale Teilbereiche sich zunehmend gegeneinander verselbständigten und eigene Logiken entwickelten. Der langandauernde Ausschluß von Frauen aus der Wissenschaft und anderen öffentlichen Bereichen wäre dann aus der Dynamik dieser Differenzierungsprozesse zu erklären. Etwa dahingehend, daß diejenigen, die aufgrund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu den sich herausbildenden Vereinseitigungen nicht in der Lage oder nicht bereit waren (oder für die man dies zumindest unterstellte), allenfalls Randplätze in den öffentlichen Bereichen zugewiesen wurden. Zu diesen Vereinseitigungen zählt dann ebenso die weitgehende persönliche Verfügbarkeit als auch das Sicheinlassen auf die »thematische Reinigung« der jeweiligen Bereiche.

Zum anderen gerät (so Klinger 1990) auch die feministische Kritik von Rationalität in dieselbe Polarisierungsfalle, in der auch im kritisierten patriarchalen Denken »männlich« und »weiblich« als Oppositionspaar konstruiert werden. Die »Besonderheit Frau« wird dadurch festgeschrieben.

Insofern erscheint auch diese Form der Annäherung von Wissenschaft und Lebenspraxis, wie sie über eine »weibliche« Form der Rationalität versucht wird, als problematisch. Es bleibt daher (so auch Klinger 1990) bis auf weiteres nur der Versuch, im Streben nach der größeren Objektivität die »better science« zu betreiben.

2. *Die Spannung zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und politischem Handeln*

»Um ein Ding kennenzulernen, muß man es verändern.« Mit diesem Postulat formulierte Mies einen unauflöslichen Zusammenhang zwischen Politik und Wissenschaft, Frauenbewegung und Frauenforschung. Dabei wird eine Grundeinsicht interpretativer Soziologie – daß nämlich Wissenschaft den Gegenstand, den sie erforscht, immer schon verändert – aufgegriffen und gleichzeitig unter der Hand actionistisch gewendet. Aus der Einsicht in den unauflöslichen Zusammenhang von Erforschung und Veränderung des Gegenstands wird die Verpflichtung zur politischen Aktion.

Mies fordert ein »alternatives Wissenschaftsparadigma, das die emanzipatorischen Bewegungen der Menschen unterstützt« (Mies 1984, 44). Selbst der Versuch, Wissenschaft und Politik zeitlich zu entkoppeln, erscheint ihr als Ausdruck eines »positivistischen« Wissenschaftsverständnisses, das Lebensprozesse und Forschung zerreißt.

Gegen diese enge Verkopplung von Wissenschaft und Politik haben sich niederländische Wissenschaftlerinnen in einer Replik (Bleich, Jansz, Leydesdorff 1984) scharf zur Wehr gesetzt. Sie verweisen auf die unterschiedlichen Zielsetzungen von Wissenschaft und Politik und beharren auf der relativen Autonomie von Frauenforschung gegenüber der Frauenbewegung. Andernfalls gerate Wissenschaft in die Gefahr, zur Ideologie zu werden. Sie sei jedoch dazu da, den »common sense«, von dem aus gehandelt werde, zu erforschen und zu kritisieren.

Insofern wird hier dem normativen Maßstab »externer Kritik«, den Mies formuliert – nämlich die Kritik patriarchaler Verhältnisse, auf die Frauenforschung immer schon verpflichtet ist – ein Maßstab »interner Kritik« gegenübergestellt. Das bedeutet aber, gegenüber dem herrschenden »common sense« eine spezifisch wis-

senschaftliche Möglichkeit der Kritik zum Zuge kommen zu lassen, nämlich Gelungskriterien zu formulieren. Aus einer solchen Perspektive bestände der praktische Eingriff in die Gesellschaft in einer Kritik falscher Überzeugungen (s. dazu Giddens 1988, 396 ff.), die dann jedoch auch gegenüber der Frauenbewegung geltend gemacht werden müßte.

Auf diese Ebene jedoch ging Mies nicht ein. Sie wehrte den Vorwurf des Machtmißbrauchs lediglich mit dem Hinweis ab, daß diese Gefahr sich aufgrund der Machtlosigkeit der Frauenbewegung im Wissenschaftsbetrieb nirgendwo ernsthaft stelle. Die Gefahr einer Verschwisterung mit dem feministischen »common sense« kam damit jedoch nicht in den Blick.

Begreift man Macht aber nicht nur mit dem dualistischen Begriffsschema von Herrschern und Beherrschten, sondern nimmt auch die durch Diskurse produzierten Machtwirkungen in den Blick, stellt sich das Verhältnis von Frauenbewegung und Macht anders dar. So hat es viele Jahre gedauert, bis in den feministischen Diskursen das dualistische Täter-Opfer-Modell durch das der »Mittäterschaft« (Thürmer-Rohr 1988) relativiert wurde. Aber auch dieses Konzept gestattet es nicht wirklich, den wechselseitigen Aushandlungsprozessen und Anteilen von Männern und Frauen bei der Strukturierung des Geschlechterverhältnisses auf die Spur zu kommen. Der »Täter«, »mit« dem Frauen sind, ist auch hier vorweg klar definiert.

Auch heute noch ist der Versuch, die Eigenanteile und Selbstbindungen von Frauen bei ihre gesellschaftliche Lage zu rekonstruieren oder auch nur die Kontexte zu berücksichtigen, in denen Gewalt entsteht, schnell dem Verdacht der Kollaboration mit dem Feind ausgesetzt.

Die Gefahr der Ideologisierung von Wissenschaft zeigt sich immer wieder beim Thema der Gewalt gegen Frauen. An den schon fast »historischen« Fall der Auseinandersetzung zwischen Veronika Bennholt-Thomsen (Bennholt-Thomsen

1986) und Lerke Gravenhorst (Gravenhorst 1985) sei hier nur erinnert. Wissenschaftliche Positionen gerieten damals in eine gefährliche Nähe zu Glaubensfragen, und Versuche der Differenzierung wurden wie Ketzerei behandelt. Ähnliches zeigt sich gegenwärtig erneut beim Thema des sexuellen Mißbrauchs. So wird etwa in einem neueren Band (Enders 1990) bereits das Eingehen auf pathologische Beziehungs- und Familienstrukturen in bestimmten wissenschaftlichen Ansätzen als Entschuldigung des »Vater-Täters« angesehen. Und eine kritische Auseinandersetzung mit der »Dialektik der Aufklärung« über den Kindesmißbrauch (Rutschky 1992) erfolgte durch eine Autorin, die nicht aus den Reihen der Frauenforschung kommt und wegen ihrer Analysen von der »Bewegung« zum Teil heftig angefeindet wird. Fünfzehn Jahre nach den »Methodischen Postulaten« gibt es im Bereich der Frauenforschung noch immer einen Mangel an selbstreflexiven Arbeiten, die die vorherrschenden Konzepte kritisch auf die ihnen eigenen Konstruktionsmuster hin befragen.⁹ Wo aber die Maßstäbe »interner Kritik« verkümmern, droht dann auch die »externe«, auf die Verhältnisse gerichtete Kritik lediglich schwarzweiß und moralisch-appellativ auszufallen.

3. *Zum Verhältnis von Normativität und Offenheit*

In den bisherigen Ausführungen ist bereits angeklungen, daß ich das Verhältnis von Normativität und Offenheit in der Frauenforschung für ein problembeladenes Spannungsverhältnis halte.

Nun wäre es sicher Selbstverleugnung, die bisherigen Erkenntnisse über Geschlechterungleichheiten zu ignorieren. Solches Vorwissen über Strukturgesetzmäßigkeiten wird bei der Auseinandersetzung mit dem Forschungsmaterial immer wieder einbezogen werden müssen. Für falsch hielte ich es allerdings, wissenschaftliche Ergebnisse schlicht als »Tatsa-

chen« vorauszusetzen und sie nicht mehr als Konstrukte zu betrachten, die ihre Angemessenheit immer wieder unter Beweis zu stellen haben. Frauenforschung muß gerade aufgrund ihrer Nähe zur Frauenbewegung ihre stillschweigenden Voraussetzungen immer wieder einer Kontrolle unterziehen. Und sie sollte berücksichtigen, daß feministische Positionen mittlerweile auch in Form von Weltbildern Eingang in die Köpfe der Befragten gefunden haben und dort eine neue Form des »common sense« bilden. Insofern steht die Forscherin vor der komplizierten Aufgabe, nicht einfach zu beobachten, »was läuft«, sondern gleichzeitig zu beobachten, wie die befragten Frauen ihr eigenes Erleben auf dem Hintergrund feministischer Weltbilder interpretieren. Die Methodik qualitativer Sozialforschung – etwa die Narrationsanalyse mit ihrer Unterscheidung verschiedener Textsorten oder die Objektive Hermeneutik mit ihrer Unterscheidung von latenter Sinnstruktur und subjektiv intentionaler Repräsentanz – bietet dafür wichtige Anhaltspunkte. Diese Mittel werden aber noch immer ausgesprochen selten ausgeschöpft.

Eine solche Kontrolle stillschweigender Voraussetzungen scheint mir dort am vielversprechendsten, wo in der Zusammensetzung von Forschungsgruppen der Tendenz entgegengesteuert wird, unter Gleichgesinnten zu bleiben. Das hieße aber: Es ist an der Zeit, konkurrierende Sichtweisen und Geltungsansprüche (auch von Männern) systematischer einzubeziehen, als dies in der Vergangenheit der Fall war, und dies auch bei der Methodenwahl zum Ausdruck zu bringen.

Dazu gehört auch die Reflexion auf die Tatsache, daß es sich bei qualitativer Forschung um eine Form des *Fremdverstehens* handelt. Gerade dort, wo uns die Probandinnen vermeintlich nahe sind, scheint es mir um so entscheidender, diesen Gesichtspunkt zu betonen.

Wie schwierig das ist, fällt gelegentlich auf, wenn Frauenforscherinnen oder auch »Bewegungsfrauen« einer bestimmten Ge-

neration sich über jüngere Frauen äußern. So etwa in einer Fernsehsendung über sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. Die forsch-freche Art junger Metallarbeiterinnen, mit der Annäherung ihrer männlichen Kollegen umzugehen, diesen nämlich ebenfalls nachzupfeifen oder sich selbst einen Pin-up-Boy in den Spind zu hängen, wurde von den Bewegungsfrauen im Betrieb schnell als »falsches Bewußtsein« kategorisiert. Zu den gleichen Mitteln zu greifen, und das vielleicht sogar lustvoll, war nicht akzeptiert. Betriebsvereinbarungen und Aufklärungsmaßnahmen schienen demgegenüber der einzig adäquate Weg.

Ein Mangel an Fremdverstehen scheint mir an diesem Beispiel insofern erkennbar, als nicht ernst genommen wird, daß die jungen Frauen von einer anderen Grundlage aus operieren als diejenigen, die sie kritisieren. Vielleicht – so könnte man fragen – wächst ja gerade eine Generation junger Frauen heran, die – mit einem anderen Selbstbewußtsein ausgestattet, als es die »Mütter« und »älteren Schwestern« in der Frauenbewegung vor ihren »Häutungen« besaßen – Geschlechterspannung und Geschlechterverhältnis anders definieren, als es ein verrechtlichter und in Kategorien des Geschlechterkampfes geschulter Blick zu sehen gelernt hat. Eine Generation, die das Geschlechterverhältnis als ein sicher nicht »machtfreies«, aber dennoch gestaltbares *Verhältnis* definiert, *innerhalb* dessen das Bemühen um Selbstbehauptung verortet wird. Das hieße im genannten Fall: erotischen Provokationen nicht per se durch Verrechtlichung oder »Erziehung« zu begegnen, sondern sich – soweit wie möglich – in der jeweiligen Situation damit offensiv auseinanderzusetzen. Daß dies nicht immer möglich ist, versteht sich von selbst.

Sich innerhalb des bestehenden Geschlechterverhältnisses zu verorten und manche der darin geltenden Spielregeln in ironisch-spielerischer Brechung zur Selbstbehauptung zu nutzen¹⁰ könnte Teil eines »postfeministischen« Lebensstils junger Frauen geworden sein, der in sei-

nem Sinngehalt ernst genommen und nicht vorschnell unter die alten normativen Kategorien subsumiert werden sollte.

Ein zweites Beispiel: Man stößt im Bereich der Hochschule immer wieder auf die Klage gestandener Feministinnen über das fehlende Problembewußtsein weiblicher Anfangssemester, was ihre Benachteiligung als Frauen angeht. Ähnliches spielt sich im Moment wohl bei manchem Ost-West-Kontakt ab. Diese *fremden* Erfahrungen werden dann schnell als lediglich individuelle Einschätzungen den »objektiven« Strukturen gegenübergestellt. Gegen eine solch »eherne Gewalt« läßt sich mit andersartigen Erfahrungen schlecht rechten. Ganz abgesehen von der problematischen Hypostasierung unveränderlicher Strukturen fällt dabei der utopische Gehalt einer Position unter den Tisch, die – nicht mehr naiv – dennoch die Zuschreibung der »Besonderheit Frau« und damit die faktische Ausgrenzung aus dem »Allgemeinen« verweigert.

Ich frage mich gelegentlich, ob sich manche Frauenforscherinnen mit einer derart vorstrukturierten Sicht der Dinge nicht so weit gegen mögliche Veränderungsprozesse immunisieren, daß sie einen Wandel der Geschlechterverhältnisse – wenn er sich denn vollziehen sollte – vielleicht schlicht übersehen würden.

Anmerkungen

- 1 So erneut Abels (1993) gegenüber der »objektiven Hermeneutik«.
- 2 So beim Treffen des Arbeitskreises Hochschullehrerinnen in der Gesellschaft Deutscher Akademikerinnen am 16. 1. 1993 in Regensburg.
- 3 Zu Recht merkt daher auch Becker-Schmidt (1985, 101) an, daß die Subjekthaftigkeit der Frau gerade dadurch verfehlt werden könne, daß sie als Objekt der Realität und der Forschung verleugnet wird.
- 4 Vgl. dazu vor allem die Arbeiten von Oevermann et al. (1979), aber in ähnlicher Weise auch die von Schütze (1983).
- 5 Vgl. dazu Oevermann (1988, 266 ff.). Der folgende Gedankengang versucht, die Überlegungen Oevermanns über das Verhältnis von

Analytiker und Analysand für die Forschungsbeziehung im qualitativen Interview fruchtbar zu machen.

- 6 Zu konkreten Modellen, wie solche »Gegenübertragungen« im Forschungsprozeß bearbeitet werden können, und generell zur Frage der Selbstreflexion der Forscherinnen vgl. Becker-Schmidt/Bilden (1991).
- 7 Zur Kritik einer am männlichen Erwerbsmodell orientierten Industriosozologie vgl. Jurczyk/Tatschmurat (1984).
- 8 Damit soll nicht bestritten werden, daß auch ein solcher Zugang eine Zeitlang die Strukturen des Geschlechterverhältnisses adäquat erfaßt haben kann, er hat sich dabei aber wohl auch den Blick auf die Komplexität von Mobilitätsprozessen allzusehnell verstellt.
- 9 Als erfreuliche Ausnahmen s. Engel (1989); sowie: Landweer (1990).
- 10 Vielleicht in dem Sinne, wie es Englisch (Englisch 1991) in ihrer glänzenden Analyse der Langnese-Eiskrem-Werbung »Like Ice in the Sunshine« als eine Form der Utopie beschreibt.

Literatur

- Abels, Gabriele (1993): Zur Bedeutung des Female-Stream für die Methodendiskussion in den Sozialwissenschaften. In: *Soziologie*, H. 1, S. 6–17.
- Becker-Schmidt, Regina (1985): Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. In: *Feministische Studien*, Jg. 4, H. 2, S. 93–104.
- Becker-Schmidt, Regina, Uta Brandes-Erlhoff, Mechthild Rumpf und Beate Schmidt (1983): *Arbeitsleben – Lebensarbeit*. Bonn.
- Becker-Schmidt, Regina und Helga Bilden (1991): Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung. In: Flick, Uwe u.a. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Sozialforschung*. München, S. 23–30.
- Bennholt-Thomsen, Veronika (1986): Geh zurück auf »Los«. Gegen die Männer-identifizierte Reaktion in der Frauenforschung! In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 9. Jg., H. 18, S. 82–91.
- Bleich, Anet, Ulla Jansz und Selma Leydesdorff (1984): »Lob der Vernunft«. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 4. Jg., H. 11, S. 26–34.
- Engel, Ursula (1989): *Frauen: Opfer der Macht oder/und die Macht der Opfer*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Marburg.
- Enders, Ursula (Hrsg.) (1990): *Zart war ich, bitter war's. Sexueller Mißbrauch an Jungen und Mädchen*. Köln.

- Englisch, Felicitas (1991): Bildanalyse in struktural-hermeneutischer Einstellung. In: Garz, Detlef und Krammer, Klaus (Hrsg.): *Qualitativ-empirische Sozialforschung*. Opladen, S. 133–176.
- Giddens, Anthony (1984): *Interpretative Soziologie*. Frankfurt/M.
- Giddens, Anthony (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt/M.
- Gilligan, Carol (1984): *Die andere Stimme*. München.
- Göttner-Abendroth, Heide (1984): Zur Methodologie von Frauenforschung am Beispiel Biographie. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 7. Jg., H. 11, S. 35–39.
- Gravenhorst, Lerne (1985): Private Gewalt von Männern und feministische Sozialwissenschaft. In: Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS (Hrsg.): *Frauenforschung*. Frankfurt/M., S. 104–116.
- Harding, Sandra (1989): Geschlechtsidentität und Rationalitätskonzeptionen. In: List, Elisabeth und Herlinde Studer (Hrsg.): *Denkverhältnisse*. Frankfurt/M., S. 425–453.
- Jurczyk, Karin und Carmen Tatschmurat (1985): Leben und Arbeiten der Industriearbeiterinnen – Ein Stück Frauenforschungsgeschichte. In: *Frauenforschung*, Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS (Hrsg.) Frankfurt/New York S. 43–52.
- Klinger, Cornelia (1990): Bis hierher und wie weiter? Überlegungen zur feministischen Wissenschafts- und Rationalitätskritik. In: Krüll, Marianne (Hrsg.): *Wege aus der männlichen Wissenschaft*. Pfaffenweiler, S. 21–53.
- Klinger, Cornelia (1992): Romantik und Feminismus. In: Ostner, Ilona und Lichtblau, Klaus (Hrsg.): *Feministische Vernunftskritik*. Frankfurt/M., S. 29–52.
- Krüll, Marianne (1990). Vorwort der Herausgeberin. In: dies. (Hrsg.), *Wege aus der männlichen Wissenschaft*. Pfaffenweiler, S. V–VII.
- Landwehr, Hilge (1990): *Das Märtyrerinnenmodell*. Pfaffenweiler.
- Landwehr, Hilge (1992): Subjektivitäts- und Perspektivitätsrhetoriken in der Frauenforschung. In: *Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor*, Nr. 13.
- Mies, Maria (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 1. Jg., H. 1, S. 41–63.
- Mies, Maria (1984): Frauenforschung oder feministische Forschung? In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 4. Jg., H. 11, S. 40–60.
- Modelmog, Ilse (1991 a): Empirische Sozialforschung als Phantasietätigkeit. In: *Ethik und Sozialwissenschaften*, 2. Jg., H. 4, S. 521–532.
- Modelmog, Ilse (1991 b): Wissenschaft – und keine Romanze. In: *Ethik und Sozialwissenschaften*, 2. Jg., H. 4, S. 561–567.
- Müller, Ursula (1983): Gibt es eine »spezielle« Methode in der Frauenforschung? In: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hrsg.): *»Methoden in der Frauenforschung«*. Berlin, S. 29–50.
- Oevermann, Ulrich; Allert, Tilman; Konau, Elisabeth und Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart, S. 352–434.
- Oevermann, Ulrich (1988): Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation. In: Brose, Hanns-Georg und Bruno Hildenbrand (Hrsg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen, S. 243–286.
- Payne, Geoff und Abbott, Pamela (eds.) (1990): *The Social Mobility of Women*. London et al.
- Rutschky, Katharina (1992): *Erregte Aufklärung. Kindesmißbrauch: Fakten & Fiktionen*. Hamburg.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis*, S. 283–293.
- Sennett, Richard (1983): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*. Frankfurt/M.
- Thürmer-Rohr, Christina (1984): Der Chor der Opfer ist verstummt. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Jg. 7, H. 11, S. 71–84.
- Thürmer-Rohr, Christina (1988): Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen. In: dies.: *Vagabundinnen*. Berlin, S. 38–56.